

Und dass jenseits der Pflicht zur Pünktlichkeit und Karriere weit wichtigere Aufgaben zu erledigen sind – die Erziehung von Kindern beispielsweise, die Nutzung eigener Fähigkeiten, die Entdeckung der Kreativität, Freude an Gemeinsamkeit, Zeit finden für Genuss, Müßiggang, Nachdenken – und eben für das Mittagsschläfchen.

Der junge Brite beruft sich auf die alten Griechen. Er zitiert die Philosophen im O-Ton. Geht auf Distanz zum naiven Glückstaumel weltfremder Träumer, wenn er sich für die Risiken der Freiheit erst entscheidet, nachdem er die Geschichte von Arbeit und Ausbeutung gründlich analysiert hat und dann zu dem Resultat kommt: So will ich nicht leben. Und er demonstriert in alledem Bildung als Inhalt und Ziel eines gelungenen Lebens, nicht als Mittel auf dem Weg dorthin.

Sein Vertrauen in das öffentliche Schulsystem hat er darüber verloren. Hodgkinson unterrichtet seine Kinder selbst. In England darf er das. Auf dem Lehrplan stehen die griechischen Philosophen und der Um-

gang mit elektronischen Medien, die Regeln der Buchhaltung, Brot backen und Ukulele spielen. Dinge eben, die man braucht, um auch allein über die Runden zu kommen, ohne Rentenzusage, und dabei sogar glücklich zu werden. Denn es bedeutet: die Möglichkeiten einer Kultur und einer Epoche erkennen, sie ausbauen und Verantwortung übernehmen. Es ist eine Interpretation des Generationenvertrags, die erst mal nach der eigenen Generation fragt.

Ein Lateinlehrer wird zweimal die Woche per Skype ins Kinderzimmer geschaltet: *Amo, amas, amat*: Das bleibt die Basis. Aber sie lässt sich auch über den Bildschirm lernen.

Christian Wulff, der junge Alt-Bundespräsident, hat inzwischen seine neuen Büroräume in Berlin bezogen. Es heißt, sie seien deutlich bescheidener als die seiner Vorgänger. Auch sei der Verbleib dort vorerst nur bis Ende des Jahres gesichert. Könnte also sein, dass auch diese Ausfertigung des Generationenvertrages noch einmal überdacht wird. ■

Wolf Scheller

Flucht nach Arkadien

Gerhart Hauptmann und die Nazis

Vor 150 Jahren wurde Gerhart Hauptmann geboren. Über seine unrühmliche Rolle im Dritten Reich ist nach 1945 viel geschrieben und gestritten worden. Dass der Nobelpreisträger des Jahres 1912, anders als Thomas Mann, nicht emigrierte und sein internationales Ansehen nicht dazu nutzte, Hitler und dessen Anhänger öffentlich entgegenzutreten, haben ihm viele bis heute nicht verziehen.

Wolf Scheller

(* 1944) lebt als Rundfunkredakteur in Köln. Seine Schwerpunkte sind jüngere Zeitgeschichte und Literatur.

wolfscheller@gmx.de



Der Literaturwissenschaftler Peter Sprengel hat vor einigen Jahren Hauptmanns Rolle im Dritten Reich gründlich untersucht. Für ihn ist Hauptmann »gewiss kein Dichter des Dritten Reichs«. Er bescheinigt ihm aber einen »geistigen Abbauprozess«. Ob diese Entwicklung, die laut Sprengel seit Anfang 1945 eskalierte,

durch Einsicht in eigenes Fehlverhalten beschleunigt wurde, bleibt offen.

Der berühmte Dramatiker, den Klaus Mann 1933 den »Hindenburg der deutschen Literatur« nannte, hatte mit der Republik von Weimar bei deren Untergang nichts mehr im Sinn. Als Hitler zum Reichskanzler ernannt wurde, reagierte Hauptmann mit einem, zunächst unveröffentlicht gebliebenen, Gedicht, das mit dem Aufruf beginnt: »Bist du nun da, zeig, was du kannst ...!« Und weiter: »Du hast dich in zäher Arbeit bewährt.« Als man aus Emigrantenkreisen von dem »größten deutschen Repräsentanten« Wochen später eine Stellungnahme zum »Unheil in der Heimat« erbittet, verhält Hauptmann sich ablehnend. In Deutschland, so seine Beobachtung, sei »eine Art Kirmesprügelei im Gange«, bei der moralische Postulate wirkungslos bleiben müssten. Wiederum ein paar Wochen darauf warnt er einen Freund in Rom brieflich vor einer Politik des »Mordens und Mordbrennens«. Zu Ostern 1933 reist Hauptmann nach Capri und notiert im Zug: »Ich danke Gott dass mein Bett gehet/und nicht mehr tödlich stille steht.«

Im dritten Kriegswinter, November 1941 – Hitlers Armeen haben bereits halb Europa besetzt und die Deportationen der Juden in die Vernichtungslager begonnen – wird zum 79. Geburtstag Hauptmanns seine Tragödie *Iphigenie in Delphi* am Berliner Staatlichen Schauspielhaus uraufgeführt. Der Dramatiker ist zu diesem Zeitpunkt längst zum kulturellen Aushängeschild der Goebbelsschen Kulturpolitik geworden, auch wenn auf beiden Seiten ein gewisses Misstrauen bleibt. Hauptmann, der antiken Klassik eng verbunden wie der deutschen, hatte sich inzwischen den Atridenmythos vorgenommen. Zwei Jahre später, als Berlin sich unter den Bombenangriffen der Alliierten in eine Trümmerwüste verwandelt hatte, wurde am Wiener Burgtheater das zweite Atridenstück präsentiert: *Iphigenie in Aulis*, mit solchen,

die Aktualität bezeichnenden Sätzen wie: »... der Wahnsinn herrscht!/ Ganz Hellas ist ein fürchterlicher Herd ...«

Aus dem Jahr 1935 stammt ein Gedicht, in dem Hauptmanns metaphysisches Selbst- und Weltverständnis deutlich wird: »Der alte Dichter stand auf hoher Küste, die Sonne sank, es ging der Tag zur Rüste.« Thomas Mann zeichnete in seiner Frankfurter Rede »Dem Gedächtnis Gerhart Hauptmanns« vom 11. November 1952 das Bild des »lebensstolzen Menschen«, dessen irdisches Dasein gleichsam »mit lauter Werk gesegnet« worden sei. Hauptmanns »irrationaler Persönlichkeit von Format« habe seine (Thomas Manns) »Porträtphantasie« mächtig angeregt. Das Ergebnis kennen wir aus dem *Zauberberg* in der Gestalt des Mynheer Peepkorn. Freilich hatte gerade diese Porträtierung das Verhältnis zwischen den beiden Nobelpreisträgern zeitweise belastet.

Der frühere Bundespräsident Roman Herzog würdigte Gerhart Hauptmann zum 50. Todestag als »Dichter und Patriot«, bezeichnete aber seine Haltung zum Nationalsozialismus »als lebensfremd, schönfärberisch, ja als völlig unannehmbar«. Das verrät eine gewisse Ratlosigkeit im Verhältnis zu dem einst weltberühmten Dichturfürsten, dessen Widersprüchlichkeit sich nicht zuletzt an seinem Verhältnis zu den Juden ablesen lässt.

»Ich sage Ja«

Hauptmann bediente sich gelegentlich einer Ausdrucksweise, die nicht weit von der des antisemitischen Hetzblatts *Der Stürmer* entfernt lag. Wenn er seine Stellung als Theaterautor bedroht sah, war ihm die vulgärste Judenschelte gerade recht. Den kleinwüchsigen Kritiker Siegfried Jacobson verspottete er schon 1905 als »Juden-Älbchen«. Alfred Kerr, der ihn wegen seiner Sympathiekundgebung für die neuen Machthaber scharf angegriffen hatte, be-

schimpfte er als Bestie, Schmeißfliege und Laus. Auch Alfred Döblin bekam es zu spüren: »Was durfte sich ein hergelaufener Jude herausnehmen? Z.B. Döblin. Eine Wegelagerernatur, gegen eingeborene Deutsche...«

Ob Hauptmann notorischer Antisemit war, muss dennoch bezweifelt werden. Gerade erst ist ein jahrzehntelang verschollenes Dokument ans Licht gekommen, das Schlusskapitel des Buches *Gespräche mit Gerhart Hauptmann* von Joseph Chapiro, das 1932 ohne diesen Teil erschienen war. Chapiro, jüdischer Herkunft, hatte 1933 über Frankreich und Spanien in die USA emigrieren müssen. In dem bislang unbekanntem Text begegnet Hauptmann seinen jüdischen Mitbürgern voller Hochachtung: »Mir war jedes judenfeindliche Gefühl immer fremd, und ich brauche niemals solche Regungen in mir zu bekämpfen.«

Hitlers *Mein Kampf* hatte Hauptmann im Unterschied zu den meisten Deutschen gelesen. Der mörderische Antisemitismus der Nazis muss ihm bewusst gewesen sein. Dennoch scheint er sie, obwohl sie ihm ungehobelt erschienen und persönlich zuwider waren, als Werkzeug einer höheren Macht angesehen zu haben.

Im November 1933 schrieb er für das *Berliner Tageblatt* eine zustimmende Erklärung zum Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund. Die von der Redaktion stammende Überschrift »Ich sage Ja« hat ihm später sehr geschadet. Damals kam es auch zu einer ersten persönlichen Begegnung mit Hitler beim Festakt zur Eröffnung der »Reichskulturkammer«. Hitler drückte Hauptmann bei dieser Gelegenheit die Hand, der Dichter soll danach seinem ältesten Sohn Ivo gesagt haben: »Ich glaube, dieser Mann ist wahnsinnig.«

Dennoch hatte er ein Faible für den Redner Hitler, eine Anfälligkeit, die offenbar durch Sympathiekundgebungen aus seinem engeren Freundeskreis bestärkt wurde. Zweifellos schmeichelte es Haupt-

mann, von den neuen Herren in Berlin zu Tisch gebeten zu werden. Er war sich nicht zu schade, mit ausgestreckter Hand die Hakenkreuzfahne zu grüßen, nachdem er sein »Bündnis mit dem neuen Deutschland« geschlossen hatte.

»Pfenniglicht« oder »Sternenschicksalsträger«?

Als der Reichsrundfunk am 1. Mai 1945 um 22.30 Uhr meldete, der »Führer« sei »gefallen«, lag der greise Dichter in seinem Haus in Wiesenstein bereits zu Bett. Erst am nächsten Morgen wurde er über die Meldung unterrichtet. Er ließ Wein bringen und hob das Glas gegen die Sonne mit den Worten: »Der blutigste Phraseur der Weltgeschichte ist ausgelöscht wie ein Pfenniglicht.« Längst schien er vergessen zu haben, wie er sich von den Anhängern des »Phraseurs« hatte umjubeln lassen – etwa im Oktober 1933, als auf »ausdrücklichen Befehl des Führers« die Premiere seines Stücks *Die goldene Harfe* anberaumt worden war. Oder das Lob im *Völkischen Beobachter* vom 17. November 1941, das seine Ebenbürtigkeit mit Goethe beschwor. Vergessen hatte er auch, dass Hitler ihm zum 75. Geburtstag 1937 eine Vase der Berliner Porzellan-Manufaktur nach Agnetendorf schickte, die die Staatsinsignien und eine Abbildung der Reichskanzlei zeigte. Untertänigst dankte er dem »Weltgenie« und »Sternenschicksalsträger« des Deutschlands. Und noch im September 1944 versicherte er: »Der Führer kennt meine Achtung vor seiner gewaltigen und schicksalhaften Persönlichkeit.« Die letzten bewussten Worte konnten vieldeutiger kaum ausfallen: »Bin ich noch in meinem Haus?« soll Hauptmann in seiner Sterbestunde gefragt haben. ■